

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

Der falsche Heilige

urn:nbn:de:bsz:31-62042



Der falsche Heilige!

„Huh!“ schallte es durch den Kasernenang, daß die Fenster klirren und der Hauptmann verwundert nach seinem Feldwebel sich umlehrt, der respektvoll hinter ihm drein schreitet.

„Wem ist denn da gar so wohl?“ sagt dann der Hauptmann und stößt die Thüre zu dem Mannschaftszimmer auf, aus welchem der Schrei ihm her-

zukommen schien; und er kommt gerade zurecht, um einen zweiten Jubelschrei zu ersticken. Die Hand, die ein Schriftstück triumphierend über den Kopf hatte schwenken wollen, klappt vorschriftsmäßig herab, das übermütig vorgeleitete Bein sucht eifertig den Boden, und der ganze Mann steht bolzengerade vor seinem Vorgesetzten.

„Was giebt es denn hier gar so Lustiges?“ fragte der Hauptmann nicht ungütig; denn er ist ein Menschenfreund, trotz mancher bitteren Erfahrung, über die er sich zwar den Kameraden gegenüber nicht auszulassen pflegt, während dafür die junge Frau Hauptmann vertrauten Freundinnen gegenüber um so redseliger ist.

„Geerbt hab' ich, Herr Hauptmann,“ antwortet der Soldat.

„Hm, hm, wer ist Ihnen denn gestorben?“

„Ein Better — ein weitschichtiger,“ sagt der Befragte, und ein freundliches Lachen, durch die militärische Subordination mühsam zurückgehalten, verläßt von innen heraus das frische sonnengebräunte Gesicht des Mannes.

„So, so; na, das ändert allerdings die Sache.“ Zugleich fiel es dem Hauptmann bei, daß derselbe Hupfauer, der vor ihm steht, sich ohne gesetzmäßig ihm zukommenden Vater durch das Leben behelfen muß, und auch seine Mutter, statt den Fehlenden zu ersetzen, sich beizeiten fortgemacht hat aus dieser Welt, die anscheinend nicht gerade gut mit ihr verfahren ist. „Wieviel ist es?“ forschte der Hauptmann wohlwollend weiter.

„2600 Mark,“ erklärte der glückliche Erbe mit dem feierlichen Nachdruck, welchen die stattliche Summe erheischte.

„Hupfauer,“ sagte der Hauptmann, „damit sind Sie ein gemachter Mann.“ Nach kurzem Besinnen fuhr er fort: „Sagen Sie, haben Sie sich vielleicht

schon einen Plan gemacht, wie Sie das Geld anlegen wollen?“ Dabei betrachtete er den Soldaten mit leutseligem Blick.

„Zu Befehl, Herr Hauptmann!“

„Nun, wie denn?“

„Ich kauf' mir eine Extrainsform.“

„Dummes Zeug,“ rief da der Hauptmann, und der Hupfauer that eiligst den schon zu weiterer Mittheilung geöffneten Mund wieder zu.

„Extrainsform! Dummes Zeug! Giebt's nicht,“ fuhr der Hauptmann aber wohlwollender fort. „Aber Sie haben ja noch etwas sagen wollen?“

„Und am Abend trin' ich ein paar Maß Bier,“ so vollendete der Untergebene etwas zaghaft seinen Satz.

„Eines thut's auch, thut's vollständig,“ wurde er da sofort vom Hauptmann belehrt, der seinerseits den Thee vorzog und auch bald bei seiner Theetasse daheim saß und dabei seiner Gattin von dem Fall erzählte. Er war noch etwas im Ärger über den Soldaten. „Siehst du,“ sagte er, „so sind sie. Sich selbst etwas zugute thun und vor den anderen zu prahlen, das steckt ihnen im Kopfe. Ich hatte Mühe, dem Mann begreiflich zu machen, daß er mit dieser Summe selbständig werden kann in seinem Handwerk, und der Hupfauer ist sonst ein gewedter Burische; du kennst ihn ja auch, er hat als Bedienter bei mir ausgeholfen damals . . .“ Der Herr Hauptmann machte eine bedenkliche Kopfbewegung und rührte angelegentlich in seinem Thee.

„Ich weiß, ich weiß,“ entgegnete die junge Frau, und über ihre eigene Tasse traf ein schelmischer Blick ihres Gatten geknicktes Haupt.

„Es reut mich doch nicht, Henni,“ sagte er, den Kopf erhebend und ihr in die etwas übermütig funkelnden Augen sehend.

„Daß du den Hupfauer, oder wie er heißt, angepredigt hast?“ fragte in absichtlichem Mißverständnis die Frau Hauptmann.

„Daß ich damals den Versuch machte mit dem Ampfenzeder“

„Mit dem Leben sind wir ja davongekommen,“ meinte sie, behaglich in ihren Stuhl zurückgelehnt.

„Es wäre das einzige Mittel gewesen, den verlorenen Menschen zu retten,“ sagte der Hauptmann eifrig. „Mit einem guten Zeugnis über seine Dienstzeit bei mir hätte er überall unterkommen können.“

„Je nun, das konntest du ihm doch nicht geben, nachdem er allenthalben Schulden auf deinen Namen gemacht und deinen neuen Civilanzug ins Pfandhaus getragen hat. Ein Dieb soll immer am schwersten zu bekehren sein,“ so sagte Frau Henni mit belehrender Miene.

„Wildern ist in den Augen dieser Leute kein Diebstahl,“ versetzte ihr Gatte, ihr wie schon öfter die Beweggründe darlegend, welche ihn bewogen hatten, einen wegen dieses Vergehens abgeurteilten ehemaligen Gefängnissträfling in seinen Dienst zu nehmen. „An den Wald und alles, was darin gedeiht und lebt, hat nach ihrer Auffassung ein jeder das gleiche

Recht. Es ist ein Stück alten Germanentums," fügte er sinnend hinzu.

"... das der gute Ampsenzeder der Neuzeit anzupassen trachtete," so ergänzte ziemlich trocken die Frau Hauptmann, welche diesem Überbleibsel vorväterlicher Anschauung kein rechtes Verständnis entgegenbrachte.

"Um aber auf den Hupsauer zurückzukommen," sagte ablenkend der Gemahl, „so habe ich es doch bei ihm erreicht, daß er mir die Papiere aufzuheben giebt. Er hätte auch einmal einen Gspäß haben mögen, hat er sich später gegen den Feldwebel geäußert.“

Ein Herbsttag war es, warm und schön, wie ein richtiger Sommertag. Wer nur konnte, alt und jung, reich und arm, strebte ins Freie, über die Brücke dem Ufer entlang oder auch wohl den Berg hinauf, immer den schmetternden Tönen nach, als ob Luft und Sonnenschein noch nicht genügten zum Frohsinn und Genuße. Ein junger Bursch in funtelnagelneuem Anzuge sitzt unter den übrigen unter den Kastanien, aber mehr dort, wo die feineren Gäste sitzen — das ist er seinem graukarierten Anzuge schuldig — und somit ziemlich ab von der Musik. So wählt er für sich des Gartens Mitte, wo zu seiner Rechten behäbige Bürger sitzen beim Kartenspiel und links ein Tisch mit Arbeitern, die heute — es ist Montag — blau gemacht.

„Bitt' gar schön, schöner Herr," tönte es, als das erste Musikstück vorüber, nach dem er unter dem Gewehr oftmals marschiert, ihm über die Schulter. Ein Teller, darauf kleine Münzen klirrend untereinander rasselten, ließ den Worten Sinn und Bedeutung.

„Ich bin ja erst gekommen," wandte der Angegangene ein, zog jedoch seinen Beutel hervor, ihm ein Fünfspennigstück zu entnehmen. „Jetzt bitt' ich mir aber meine Ruh' aus," sagte er und drehte den Kopf zur Seite, der neben ihm der Spende Harrenden zu.

„Vergelt's Gott," wurde ihm erwidert, und ein paar gleichgültig gesenkte Augen hoben sich, seinem Blick zu begegnen. Was sie darin lasen, mochte ihnen weniger abweisend erscheinen als die gesprochenen Worte, das Mädchen beugte sich herunter und flüsterte: „Darf ich nachher wirklich nimmer kommen?" Ein verjicktes Lächeln zuckte um seinen Mund.

„Später, später," verwies es der Befragte und runzelte die Stirne. Jetzt kicherte sie leise vor sich hin und ging dann ihres Weges weiter.

Der andere sah ihr müßig nach. „Du Laßel,"



„Was giebt es denn hier gar so Lustiges?" fragte der Hauptmann nicht ungütig.

brummte er halblaut, da einer der Arbeiter das Mädchen in die Wange kniff, nachdem er ihm 2 Pfennig auf den Teller gelegt. Der junge Mann im graukarierten Anzuge konnte dies so ziemlich verfolgen, denn von dem Tische aus, wo er sich niedergelassen, beherrschte er so ziemlich den ganzen Garten. Dennoch wollte ihm sein Platz nicht länger behagen; er rutschte hin und her auf der langen Bank und setzte sich zuletzt auf den Stuhl, der unien quer stand, den konnte die Sonne nicht sobald erreichen. Nun wurde ihm auch die Gesellschaft sichtbar, die vor-

hin in seinem Rücken musiziert. Sie spielten in einem erhöhten runden Gartenhäuschen und das Mädchen saß auf dem hölzernen Geländer, das den Raum umschloß. Kam es ihm nur so vor, oder waren die halbzugekniffenen, langgeschlitzten, braunen Augen wirklich beharrlich nach seinem Tische und nach ihm gerichtet? Es war zu dumm; immer mußte er hinsehen, ob sie noch her-

sah; er war ganz froh, als sie wieder aufstand und nach ihrem Teller griff. Dieses Mal fing sie ganz außen an und zog einen stets engeren Kreis um ihn. „Komm' ich recht zuletzt?" fragte sie, nachdem sie zum Schluß zu ihm gelangt, und lachte ihn vertraulich an.

Schöne weiße Zähne hatte sie ja, das war wohl aber auch das einzige — im übrigen — ein schwächliches Ding mit schmalen Backen. Auch die Augen mit den langen, aufwärts gebogenen Wimpern, waren nicht so übel; es waren blitzende, braune Augen. Er hatte gar nicht gewußt, daß Augen so funkeln konnten; es that einem schier weh, dareinzublicken

„Spielt ihr da alle Tag?“ fragte er, indes er langsam nach seinem Geldbeutel griff.

„Alle Tag, außer wenn es regnet,“ erwiderte das Mädchen.

„Und wenn es regnet?“

„Dann spielt der eine da, der andere dort, wo er halt unterkommt.“

„Du ziehst dann mit dem Langen im grünen Rod? Ist's nicht so?“ fragte der Gast und suchte vergeblich nach einem zweiten „Fünferl“. „Wer ist er?“ fragte er weiter und legte ein Zehnspfennigstück auf all die anderen Kupfermünzen darauf.

„Wird wohl mein Bruder sein. Gelt's Euch Gott, schöner Herr!“ Damit ging sie wieder zu den Musikanten.

Der Zurückgebliebene aber gab seinem Stuhl einen Ruck, womit er dem Gartenhaus und seinen Insassen neuerdings den Rücken drehte. So

wurde er erst inne, daß das Mädchen abermals hinter ihn getreten, als es sich unterwürdig verbeugte und fragte: „Darf man sich ein bißel hersehen auf die Bant?“

Ein gar ein nettes Stimmerl hatte das Musikantenmädchel, so was Schmeichlerisches war darin, ein zartes Stimmerl, womit es seiner Lebtag keinen Fodler hinausgedreht, wie es daheim die Nessel konnte, ein gar ein weiches Stimmerl, ja ein richtiges Kinderstimmerl! Ja, das war's, und jetzt wußte er, was ihm daran gleich so gefallen hatte. Ohne zu antworten, nickte er nur und schob dem Mädchen den frischgefüllten Krug hin. Indem es einen durstigen Zug daraus that, funkelten über den Rand herüber die strahlenden braunen Augen ihn lustig an.

„Es wird gewartet auf die Abendgäst“, so erklärte es die eingetretene Pause und entschuldigte damit auch so leichtthin ihr Erscheinen.

„Wo wohnt?“ erkundigte sich der Bursch.

Das Mädchen nannte eine abgelegene Vorstadtgasse.

„Die kenn' ich gleich gar nicht,“ sagte er. „Ich bin Soldat gewesen bis heut,“ setzte er gesprächig hinzu, „da kommt einer nit viel herum.“

„Und jetzt?“

„Jetzt geh' ich und mach' einen Wagnermeister.“

„Da hier in der Stadt?“

„Nein, nein; auf meinem Dörfel draußen. Wie heißt denn?“

„Ich bin die Waldblermiezl,“ antwortete das Mädchen und blinzelte den Burschen an.

„Marie heißt also?“

Die Gefragte nickte.

„Ja wie wird mir denn?“ rief der Bursch verwundert, „dann bist das kleine braunaugige Stadtdirndl, das einen Sommer durch beim Schusterquirin war?“

„Das bin ich gewesen,“ sagte das Mädchen und kreuzte behaglich die Arme über der Brust. „Ach hab' dich gleich gekannt,“ behauptete es alsdann, das „Sie“ jetzt mit einemmale beiseite schiebend.

„Du?“

„Grad auf der Stell', wie du mir das Fünferl auf den Teller gelegt hast.“

„Schau, schau, ich bin doch selbigesmal ein Schulbub gewesen,“ warf der Bursch mit zweifelhafter Miene ein.

„Ich hab' dich

kannt für den Hupfauer Jakle,“ wiederholte das Mädchen, „hast doch daselbige Gesicht.“

„Daselbige dumme? Was?“

Das Mädchen aber lachte schelmisch und sagte: „Nein, ein gutes Gesicht hast. — Weißt noch,“ fuhr sie im selben Atem fort, „wie wir in die Haselnüss' 'gangen sind, ich und du, und die Gschwendnerressl und der Schusterfranzl, weißt es nimmer?“

„Ich mein' schon.“

„Und es war ausgemacht, sie werden geteilt ganz ehrlich. Und wie wir im Gras

geessen sind und haben

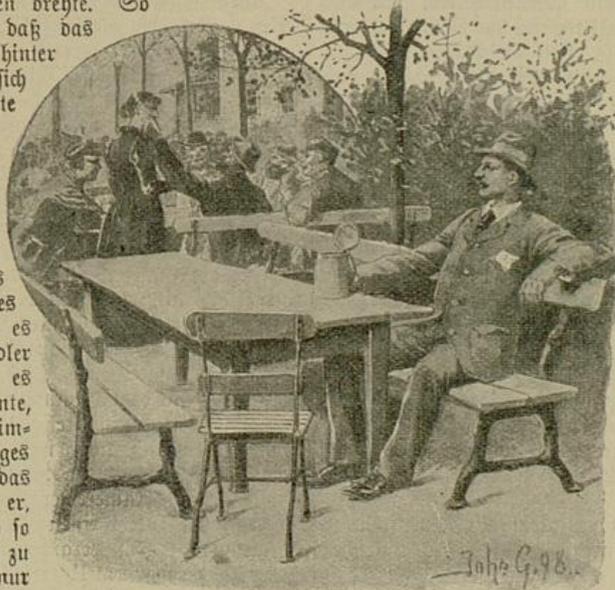
sie abgezählt, die Nüss', auf einmal ist der alte Birnkofser 'kommen und hat kein Wörtel gered't, kein Sterbenswörtel, und hat dich beim Ohr genommen und in die Höh' gezogen und über die Wiesen hinüber und fort mit dir um die Ecke herum. Er war kein Guter, der Birnkofser nit.“

„Da siehst, wie dumm ich gewesen bin,“ sagte der Hupfauer, von der Erinnerung nicht angenehm berührt

„Was hast machen wollen,“ gab die Erzählerin gemächlich zurück, „warst ja in der Kost bei ihm. Am andern Tag sind wir eingesperrt worden allesamt, weil wir hinter die Schul' sind 'gangen in die Haselnüss', du auch, aber Haselnüss' hast halt keine gehabt, du armer Narr.“

„Nit wahr ist's,“ entgegnete triumphierend der Bursch, „die Nessel hat die ihren mit mir geteilt.“

„Lebt die Nessel noch?“



Von dem Tische aus beherrschte er so ziemlich den ganzen Garten.

„Die schon.“ Nun lachte der Hupfauer vergnügt.

„Ist's sauber worden?“

„Das war's schon immer.“

„Giebt sie die Wagnerin?“

„Es könnt' so kommen.“

„Bin ich sauber worden? Jetzt kannst nit sagen, ich war's schon immer,“ fügte das Mädchen eifrig bei, „denn du hast mich nimmer gekannt, da muß ich mich schon ganz verändert haben.“

„Mir gefallt besser heut, selbigesmal bist zum Erbarmen klein und mager gewesen, wie ein Affel schier, und klettern hast auch können wie ein Affel.“

„Ja, auf dem Birntofer seinen Zwetschgenbaum? Hast am End' du die Prügel dafür kriegt?“

„Kann sein, die hab' ich mir nit gemerkt.“

„Weißt, du warst mir schon am liebsten von der ganzen Schul,“ bekannte das Mädchen, „wenn ich auch deine Haselnüß' hab' aufessen helfen. Du aber hast immer zur Kestl g'halten, das hat mich g'wurm.“

„Wie du noch all die alten Geschichten weißt.“

„Gar all weiß ich, und wie ich geschrien hab' und geweint, weil ich meine Mutter hab' daher kommen sehen und hab' gewußt, sie holt mich in die Stadt. Der Schusterquirin ist ihr Bruder gewesen.“

„Warum hat sie dich zu ihm gethan?“

„Sie hat eine Heirat machen wollen und hat sich eingebild't, es ging' eher, wenn ich fort bin. Es war aber nichts damit, bis dem Hies sein Vater kommen ist, der Lump.“ Sie schnellte mit dem Kopf nach dem Gartenhaus hin.

„Auf die Art ist der Hies dein Bruder worden?“

„Nicht anders.“

„Ist der Alte auch dabei?“ Nun machte der Hupfauer die Bewegung nach dem Standquartier der Musikanten.

„Tot,“ sagte kurz die Walblermiezl.

„Und deine Mutter?“

„Auch tot.“

„Dann haufest du ganz allein mit dem fremden Keil?“ Eugendame Entrüstung zog des Burschen Stirne in Falten.

„Ist meine Nase auch noch da,“ rechtfertigte sich das Mädchen, und der ehemalige Schulgefährte wußte nicht, ob sie ihn an- oder auslache — so übermütig glüherten die Augen. „Der Hies bläst am besten,“ verteidigte sie ihrer Mutter Stieffohn. „Der hätt' es gut weiter bringen können.“

„Warum hat er's denn nit weiter gebracht?“ forschte der Hupfauer etwas geringschätzig.

„Es dürst' ihn halt so stark.“

„Und dich dürst' gar nit,“ sagte der Bursch und schob ihr wieder den Krug zu. „Magst essen auch?“ setzte er hinzu und steckte dabei eine rechte Gönnermine auf.

„Was? Bist so ein reicher Herr worden?“ fragte die Walblermiezl voller Verwunderung.

„Ich hab' so, was ich brauch,“ sprach der Hupfauer etwas kühl. „Laß dir was sagen,“ fuhr er gnädiger fort, „wir essen miteinander, ich bleib' heroben heut am Abend.“

„Mir ist's recht,“ so stimmte das Mädchen bei, und die langgeschlitzten braunen Augen zwinkerten vergnüglicher denn je. „Ich weiß noch viele von den alten Geschichten, und du erzählst mir von der Kestl. Meinst, sie thät' Augen machen, wenn sie uns zwei könnt' sitzen sehen?“

Die Frage blieb ohne Antwort.

„Weißt, ich red' nur so daher,“ sagte sie begütigend und einschmeichelnd, als hätte sie Sorge, ihm weh zu thun.

Ja, ja, die Kestl. Was hätte die Kestl die großen graublauen Augen aufgemacht, wenn sie ihren Jackl neben der Walblermiezl, dem Musikantendirndl, hätt' sitzen sehen! Statt dessen saß diese in selbiger Abendstunde daheim und hatte es mit ihren Krautköpfen zu thun.

„Wenn's so bleibt, giebt's schöne Kränz auf Allerseelen,“ schrie die Kestl grade übertrieben laut dem halbblauben Großvater zu.

Nit wann du die Blumen abreißt allesamt,“ gab er mißvergnügt zurück, obgleich die Enkelin nur ein paar duftende weiß und rosa Wicken sich ans Nieder gesteckt.

„Mir ist, als sollt' der Jackl kommen heut,“ schrie ihm das Mädchen geschämig ins Ohr.

„Der kommt nit,“ sagte der Alte und schüttelte unzufrieden den grauen Kopf.

Jetzt aber mußte die Kestl lachen. „Das glaubst doch selber nit,“ behauptete sie, „geh,“ sie streichelte gutmütig des alten Mannes Arm.

„Wirst sehen, daß er nit kommt,“ beharrte er jedoch auf seinem Wort. „Ist deiner Mutter g'rad so 'gangen mit dem Hammerlsepp; wirst es ja sehen,“ und ging der Hausthüre zu. Das konnte er der Tochter im Grab noch nicht vergessen, daß sie in ihrem Harren auf die Rückkehr ihres ungetreuen Liebsten den Krameremeran, den Witiber, ausgeschlagen, um zulezt einen Bauernknecht zum Mann zu nehmen. Im Krameranwesen hätte der alte Vater seinen warmen Unterschlupf gefunden, wogegen er, nachdem es anders gekommen, Tochter und Eidam in seiner eigenen dürftigen Behausung hatte Einlaß gewähren müssen.

Die Kestl schüttelte den Blondkopf fast wie vorher der alte Mann, nur geschwinde, ungeduldiger. Wär' sie doch still gewesen vom Jackl und seinem Kommen am heutigen Abend, ganz still. So eine echte, rechte Freud' ist was gar Zartes, da soll kein fremder Mund darüber hauchen; sonst ist der Glanz dahin, als wenn du einem Schmetterling über den schimmernden Flügel wischst. Ihr war so leicht gewesen, so froh, und jetzt auf einmal wird ihr angst, warum denn? Was ist's nachher, wenn er erst morgen kommt? Auf einen Tag geht es doch nicht zusammen, wenn zwei ihr ganzes Leben beieinander bleiben. Es hilft nichts, ihre Freud' ist tot, wie der Bläuling, den der Großvater vorhin gefangen, und dem die Kestl mitleidig sein bißerl Leben nicht hätt' kürzen wollen. Was ist's denn nur, so war ihr doch

noch nie? Das ist die große Lieb', die macht so schreckhaft. — — —

Nichts war es mit der ^{*}Neßl Hoffnung auf den schönen Kranz für Allerfeelen, der Reif hatte die Blumen alle gefengt und schwarz gebrannt, und auch des Mädchens frohe Erwartung lag well und eingeschrumpft in ihrer Brust. Doch hing sie nicht den Kopf wie draußen im Garten die Aestern; sie that still die Arbeit im Haus und ging ins Dorf in den Taglohn und hörte den Großvater an, wenn er ihr am Abend vorhielt: „Selt, daß er nit kommen ist.“

„Deut nit,“ bestätigte dann die Neßl mit stillem Vorbehalt.

„Der Gruberdonisl ist da,“ begrüßte er sie eines Abends, „hast ihm nit nachgefragt, demselbigen?“

„Ich schon,“ sagte ruhig die Enkelin.

„Wo ist er nachher, der große Herr?“

„Der Donisl hat mir's nit berichten können; er war nit bei ihm in der Kasern', ich muß schon selber schauen gehen.“

„Du?“ Dem alten Mann fiel schier die Pfeife aus der Hand. „Wo willst denn nach ihm schauen?“

„In der Stadt halt, wo er gewesen ist. Weißt, Großvater,“ so erklärte ihm die Neßl, „sitzen und hervarten, das kann ich nicht; das drückt mir 's Herz ab. Und mir ist, als ob er mich nötig hätt', als ob er mich rufen thät, als ob es die höchste Zeit wär', daß ich aufbrech'!“ Der Neßl sonst so stetig blinkende Augen glühten wie im Fieber.

„Bist doch nit gescheit,“ entgegnete ärgerlich der alte Mann, „wie willst denn du ihn finden, bist kaum zum Dorf hinausgekommen . . . Und wer soll denn das Geld hergeben für die narrete Fahrt?“

„Es kost't dich keinen Pfennig, Großvater,“ sagte beschwichtigend das Mädchen, „ich hab' schon selber ein paar Markeln, und wegen dem Essen darf dir's wieder nit sein, die Beseel bringt dir's zu Mittag und schaut auch sonst im Haus nach, die Bäuerin hat mir's gesagt.“

„Du bist noch ärger wie deine Mutter,“ behauptete ingrimmig der Alte, „die hat doch ihre Dumtheiten daheim gemacht.“

Und richtig, bald saß die Neßl auf der Eisenbahn und fuhr auf die Stadt zu mit einem kleinen Bündel, darin sie das Unentbehrlichste geknüpft, mit einem noch kleineren Lederbeutel, der ihre bescheidene Barschaft enthielt, und mit ihrer großen Lieb' und Zuversicht im Herzen. Sie hatte sich warm gelaufen auf dem Fußsteig über den Berg; jetzt aber wollte es sie schier frösteln, und es war doch gar nicht kalt im Wagen, es war nur das Fremde, Ungewohnte, was sich ihr so eifig aufs Gemüt legte.

„Wer sucht, der findet,“ hat der Herr Pfarrer auf der Kanzel gesagt Wenn sie nur schon anfangen könnt' damit! Die Neßl hatte sich gedacht, es ging viel schneller auf der Eisenbahn. Kaum meint sie, die wär' jetzt gut im Gang, hält sie auch schon wieder an. Lange sitzt sie ganz allein auf ihrer Holzbank,

endlich steigen drei zu ihr herein, ein altes Mutterl, das gleich den Rosenkranz herauszieht; ein alter Mann, schier wie der Großvater einer ist, er schaut auch ganz so harb; und zu dritt ein junger Herr in städtischer Kleidung. Die Neßl ist froh, weil sie nicht mehr so allein darf sitzen; sie fragt auch gleich, bis wann sie antommen miteinander, wenn sie überall so halten . . .

„Hast's denn gar so eilig?“ meint der junge Herr.

„O mein, freilich hätt' sie's eilig und kennt sich doch nit aus, wie sie's anstellen muß . . . Sie stoßt und wird feuerrot.“

„Ist er beim Militär?“ fragt der andere wieder.

„Gewesen,“ sagt die Neßl und kann sich nicht genug über den Scharfsinn des jungen Herrn wundern, der ihr die allerinnersten Gedanken vom Gesicht abzulesen scheint. Das muß ja ein ganz Gescheiter sein; bei dem mag man sich gut Rat erholen. Was er aber vorbringt, nachdem sie ihm ihr Anliegen vorgetragen, will ihr erst nicht taugen.

„Kannst ja in die Kasern' gehen,“ schlug er vor.

„Nit gern unter die Soldaten,“ sagt die Neßl.

„Oder gehst auf die Polizei, es steht dort ein Gendarm am Thor.“ Gleich mit dem Gendarm hinter dem Jakk dreinsetzen, der seiner Lebtag nichts Unrechtes gethan?

„Es ist kein leichtes Stückel, einen finden in der Stadt,“ giebt er ihr schließlich zu bedenken, da sie sich gar so wählerisch stellt. „Ist schon mancher hineingegangen und seiner Lebtag nimmer gesehen worden . . .“ fuhr er bedeutsam fort.

„Der Jakk ist ein Starcker, der sich erwehren kann,“ sagt die Neßl sich selber zum Trost.

„Gar mancher hat darin seinen Tod gefunden, ohne daß man weiß, wie und warum,“ so fährt der andere fort. Da aber fiel ihm das alte Mutterl in die Rede und sagte zu Neßl: „Da darfst dich schon an heiligen Antonius wenden; denn in so einem verzweifelten Fall ist auf Polizei und Gendarmen und sonstige irdische Hilfsmittel wenig Verlaß. Der heilige Antonius aber, das ist einer, der hilft suchen. Mir ist er noch immer beigekommen. Selt, Vater,“ so wandte sie sich an ihren Begleiter, den alten Murrkopi, „so wie ich 'was verlier', schnell ber' ich zum heiligen Antonius.“

„Ja, ja,“ so bestätigte etwas unwirsch der Vater.

„Drum eben haben sie ihm leztlich die schöne neue Kirche gebaut in der Stadt,“ bemerkte der städtisch Bekleidete mit dem überlegenen Spott seiner höheren Bildung, der aber von den harmlosen Gemütern seiner Umgebung nicht wahrgenommen wurde; im Gegenteil, das alte Mutterl war sehr zufrieden damit und fand es ganz in der Ordnung, daß die Stadtleute gerade ihrem heiligen Antonius eine Kirche hergerichtet, der so stark beim Suchen hilft.

„Da mußt hineingehen,“ so riet sie eindringlich der Neßl; „nein, was die Stadtleut' Vorteil haben,“ meinte es schier ganz neidisch; und als sie bald darauf aus dem Wagen ausstieg, sagte sie beim Abschiede noch: „Geh aber nur ja in die rechte Kirche zum

heiligen Antonius, und zu keinem andern; denn die Heiligen haben alle ihr eigenes Revier.“

Den dritten Tag schon war die Neßl bereits in der Stadt unterwegs; ja unterwegs, das war das rechte Wort; überall war sie gewesen, wo ihr stadtkundiger Reisegefährte sie hingewiesen: den Jakl aber hatte sie noch nicht gefunden mit aller Müß' und allem unverdrossenen Suchen. Was sie nicht einmal auf der Polizei gewußt, nicht der Gendarm mit seinem Säbel an der Thür, und nicht die vielen Schreiberleut' mit ihren Augenbrillen und mit der Feder hinterm Ohr, was in keinem der dicken Bücher gestanden und in den großen Heften nicht zu lesen gewesen — das mußte nun der Neßl Blondkopf für sich allein ergründen.

„Giebt es das gar nit,“ hatte sie kleinlaut gefragt, als der Schreiber sagte: Nicht eingetragen! — „daß einer da wär' und doch nicht drin stünd' in den Schriften?“

„Das giebt es schon,“ erklärte etwas unwirsch der Befragte, „aber gestraft wird selbiger, wenn's aufkommt.“

Da war die Neßl hurtig ihres Weges gegangen, damit sie nicht mit vorlaut unbedachter Zunge den Jakl in Schimpf und Schande rede, und hatte Heil bei der bewaffneten Macht gesucht. Über eine Stange, die Unberufenen den Zulaß sperrte, hatte sie mit dem schwerbewaffneten Thorhüter der Kaserne verhandelt. Aber zum Staunen war's, wie schnell sie da drin ihren Jakl vergessen hatten!

Sogar die Frau Feldweblin, die der Neßl Standhaftigkeit zuletzt ausgespürt, wußte sich seiner erst zu entsinnen, als ihr Ehegatte der Erbschaft Erwähnung that. Daraufhin machte die Frau der Neßl sofort den Vorschlag, sich nach einem Dienst umzusehen, wodurch sie deutlich zu erkennen gab, welch schwachen Glauben sie an des Besuchten Auffindung hege.

Der Herr Hauptmann hätte sich recht um den Hupfauer angenommen, sagte ihr der Feldwebel, bei ihm könne sie ja auch noch anfragen. Nun war die Neßl in den letzten Tagen den verschiedenartigsten Machhabern unerschrocken unter die Augen getreten, jetzt aber erkundigte sie sich zuvor vorsichtig, ob der Herr Hauptmann wohl auch eine Frau habe oder zum wenigsten eine Köchin, mit der sie vorher sprechen könnte, anstatt gleich mit ihm selbst? Beides hat der Herr Hauptmann, so hatte der Feldwebel Bescheid gegeben; er rate ihr jedoch, sich an den Herrn selbst zu wenden, denn er sei ein gar leutseliger Herr. Der Neßl zaghaftes Verfahren indes führte sie ebenso ans Ziel, das heißt vorerst in der Frau Hauptmanns Küche hinein, wo sie der Wiederkehr der Herrschaft harren durfte. Zuerst jedoch erschien der Bediente aus dem Stall und erklärte sich bereit, es zu beschwören, daß er den Hupfauer vor ein paar Tagen mit einem Menschen hatte gehen sehen, der in keiner Weise den moralischen Anforderungen entsprochen, welche der Erzähler an das Äußere eines Begleiters stellte. Der des Hupfauer hatte, um es kurz zu fassen, einem

richtigen Lumpen gleichgesehen, was der Bediente ebenfalls mit einem Eide zu erhärten sich erbot. Der Neßl war auch schon die einfache Aussage ohne Eid genug, um ihr das Herz mit widerstrebenden Gefühlen zu erfüllen — Freude, daß sie auf eine erste, wenn auch schnell verwischte Spur gestoßen, und angstvolle Besorgnis um den Verschwundenen! Bald erschien der Herr Hauptmann selbst, der aber leider von seinem vormaligen Untergebenen nichts mehr gehört hatte, seit derselbe seine Wertpapiere wieder von ihm in Empfang genommen. —

So war es wirklich kein leichtes Vorhaben, das die Neßl sich gesetzt. Sie hatte alles getreulich ausgeführt, was ihr vorge schlagen worden und auch des alten Mutterls Rat befolgt und fleißig zum heiligen Antonius gebetet in den Kirchen, worin sie auszu ruhen pflegte. Solch gelegentliche fromme Rast schien aber keinen rechten Wert und Einfluß zu haben, wollte es die Neßl nach ihrem Mißerfolg bedünken. Was lief sie auch bei den andern Heiligen herum, bei St. Peter, Ludwig, Bonifaz und wie sie alle hießen, die jeder seine stolze Kirche hatte, statt ihren Gang nach dem neuen Gotteshause zu richten, das des hilfreichen Fürbitters Namen trug! Indes die Heiligen sind gewiß nicht eiferüchtig, und unverschämlich sind sie schon gar nicht. Nachdem die Neßl den Bescheid bekommen, die bewußte neue Kirche sei beim Gottesacker draußen, wandte sie ihren ausdauernden Schritt nach jener Gegend hin. Am Eingange selbst, von dem der Neßl Auge einen schier erschrockenen Blick that nach dem großen in herbstlicher Ode sich erstreckenden Gräberfeld, erhob sich das Kirchlein, geringer an Umfang und minder reich geziert, als sie wohl vermutet hatte. Sie hatten die andern Heiligen mit Gold und Marmorsäulen verherlicht und buntem Bilderwerk, und solch wichtiger Patron mußte sich mit so wenig bescheiden! —

Fast fing es an zu dämmern, als die Neßl aus dem Kirchlein trat und in andächtiger Versunkenheit wenig auf ihren Weg achtete. So kam es, daß sie sich auf einmal in einem Stadtteil befand, in dem sie vorher nie gewesen, mit ziemlich breiten geraden Straßen, von hohen Häusern dicht besetzt. Daß es kein vornehmes Viertel war, worein sie geraten, that die Bevölkerung kund, die sich darin bewegte und zum Teil in den Thorfluchten verschwand: heimkehrende Arbeiter zumeist, an deren einen die Neßl mit der Bitte um Zurechtweisung sich zu wenden dachte, als eine schlanke weibliche Gestalt mit einem Korb am Arm in achtiloser Hast an ihr vorüberhuschen wollte.

„Waldiermiezl,“ rief die Neßl ganz vergnügt, „freilich bist du's, kannst mir's etwa sagen, wo der Hupfauer Jakl zu finden wär'?“

Der Aufgehaltenen langgeschlitzte braune Augen flackerten nach rechts und links, denen eines gestellten Waldieres gleich, sie schüttelte den in ein gestricktes rotes Tuch gehüllten Kopf und starrte dann die Neßl groß an.

„Was schaust?“ meinte diese, „du kennst mich doch, die Schwendnerres!“

„Schon,“ jagte die Waldlermiezl, „ich war nur so verhofft! Was willst denn mit dem Hupfauer Jakt?“ Und nun berichtete ihre ehemalige Schulkameradin in fliegender Eile von ihrem vergeblichen Suchen.

Mit auf den Boden gesenkten Blicken, die nur flüchtig nach der Erzählerin treuherzig bekümmertem Gesicht sich hoben, hörte die Waldlermiezl zu. „Wenn es so steht,“ sagte sie, als die Kestl ihre Klage geschlossen hatte, „kann ich dir's ja sag'n.“ Ihre Augen zwinkerten geheimnisvoll zur aufhorchenden Gefährtin hinüber, „er ist nicht mehr da, er hat fort müssen, auf und davon.“

„Fort müssen?“ wiederholte fragend die Kestl.

Die Waldlermiezl nickte kräftig mit ihrem rot umwickelten Kopf. Sie brachte ihre Lippen ganz nahe an der andern Ohr und flüsterte ihr zu: „Gerauft hat er halt, einen gestochen . . . meinen Vetter . . . den Schneideranton . . .“

„Heilige Mutter Anna!“ stieß die Kestl erschrocken hervor.

„Schrei nit so,“ rief die andere, „die Leut' schauen ja auf uns her.“

„Wo ist er hin? Um des Heilands willen, sag's!“ rief aber trotzdem wie besessen Kestl, der alle Farbe aus den frischen Wangen gewichen war.

„In die Schweiz,“ war die Antwort.

„Ist das weit?“

„Das kannst dir denken.“

Der Kestl liefen die großen Thränen über das Gesicht.

„Mußt nit weinen,“ tröstete sie die Waldlermiezl, „ich geh' ein Stückel mit dir, da können wir noch reden unterwegs. Am besten fahrst gleich wieder heim, er schreibt dir von dort, wirst sehen, es liegt gewiß ein Brief für dich zu Haus.“

„Aber er war doch erst noch da vor ein paar Tagen.“

„Woher willst das wissen?“ kam es scharf über der Waldlermiezl schmale Lippen.

„Der Bediente hat ihn gesehen vom Herrn Hauptmann.“

„An dem Tag ist er auf die Bahn.“

„Ein solches Unglück,“ jammerte die Kestl, „wie ist's denn zugegangen? So red doch, Waldlermiezl!“

„Genau weiß ich es selber nit. Weißt, es war in einem Wirtsgarten, wo der Jakt bei uns gesessen ist am Musikantentisch. Er ist ein zuwiderer Mensch . . . der . . . andere . . .“ Die Waldlermiezl schien sich vergeblich auf den Namen zu besinnen.

„Der Schneideranton?“ fiel die Kestl helfend ein.

„Ja, freilich der,“ fuhr ihre Begleiterin fort. „Er hat eine Eifersucht auf den Jakt gehabt . . .“

„Eine Eifersucht? Wie?“

„Einen Neid halt wegen seiner Erbschaft. Schon vorher hat es ein Gestichel gegeben, und wie ich über dem Sammeln war, hör' ich ein lautes Streiten und mitten drin einen fürchterlichen Schrei.“ Wie von der Erinnerung überwältigt hielt sich die Er-

zählerin die beiden Ohren zu. „Der Hies, mein Bruder, hat den Jakt noch zu einem Hintertürl hinausziehen können, derweil alles nach einem Doktor gerufen und gesucht hat.“

„Er wird doch nit gestorben sein, der Schneideranton,“ sagte die Kestl, und ihre graublauen Augen starrten angstvoll in ihrer Gefährtin verschmitzes Kinder Gesicht.

„Er ist jetzt auf unter Tags, aber ganz gesund wird er seiner Lebtag nimmer,“ gab diese ihr den zweifelhaften Trost. „Mußt dir's nit so zu Herzen nehmen,“ sprach sie ihr zu, „die Hauptsach' ist, daß er fort ist, der Hupfauer Jakt.“

„Ich mein', er hätt' dableiben sollen und seine Straß' aushalten,“ sagte die Kestl, die ihre Begleiterin noch immer am Arm festhielt.

„Was denkst, meinst, er wird sich einsperren lassen? Wie magst nur so daherreden! Wir haben ihm fortgeholfen, der Hies und ich, wenn schon der Schneideranton unser Vetter ist und seit drei Jahren mit uns haust. Aber laß mich los, ich muß jetzt fort, ich hab' es eilig.“

„Ich hätt' aber so viel noch zu fragen,“ sprach die Kestl, „es fällt mir nur im Augenblick nit ein.“

„Je weniger über die Sach' gered't wird, um so besser ist es für den Jakt. Du hast mich nur derbarmt, weil du für nichts und wieder nichts in der Stadt herum rennst, wo doch daheim ein Schreiben für dich liegt und der Jakt auf Antwort wartet, der arme Narr.“ Die Waldlermiezl sah ganz bekümmert drein ob solch verkehrter Schicksalsfügung; ihre braunen Augen blinzelten wehmütig unter den dunkelblonden Haarringeln hervor, die ihr tief in die Stirne fielen. „Aber ich muß fort, es wird mir allzu spät, ich muß in meinen Dienst.“

„In einem Dienst bist?“

„Seit gestern, drum darf ich nit länger verziehen, komm gut nach Haus ins Dörfel, gewiß geht heut abend noch ein Zug oder morgen in aller Früh.“ Wie ein geschmeidiges Wiesel schlüpfte sie ihrer Gefährtin unter den Händen durch und lief hurtig die Straße zurück. An der Ecke hielt sie einen Augenblick still und winkte Abschied nehmend mit der Hand, die ihr Nachblickende gleichsam auf den schleunigst einzuschlagenden Heimweg verweisend.

Die Waldlermiezl hatte der Kestl so dringend angeraten, heimzukehren; aber die Kestl that's nicht; sie blieb in der Stadt und beim Suchen, ganz als ob der Jakt nicht lang nach der Schweiz wäre. Andern Tags war sie dabei, um die Waldlermiezl auszukundschaften. Jetzt stand sie vor dem Hause, wo die Waldlermiezl wohnen sollte. Ach, was machte ihr der Jakt doch einen Kummer! Aber ein böß' Herz hat er gewiß nicht. Sicherlich hat ihn der andere zuerst angepackt; das sollt' ergründet werden, da gehöret einer her, ein ganz Gescheiter. Und vielleicht ließ sich ein Wörtel mit ihm reden, mit dem Schneideranton, das dem Jakt zum Heil gebiehet; ob jener auch ein schlechter Kerl ist — und davon

war die Kestl überzeugt — wird ihm mit Geld schon beizukommen sein. Am End' ist es auch nit gar so schlimm, wie die Miezl es gemacht hat. Falls sie es recht bedachte, hatte selbige, da sie nitsammen auf der Schulbank gesessen, ihr mitunter Dinge berichtet, die sich hinterdrein so ganz anders zeigten. Sollte sie am Ende auch diesmal nicht bei der Wahrheit geblieben sein?

Dies war ihr in der Nacht durch den Kopf gegangen, bis der Schlaf sie wie ein müdes Kind in seine Arme genommen und ihr erbarmungsvoll die thränenschweren Augen zugeedrückt. Am Morgen, indes sie ihre blonden Zöpfe flocht, war sie zu dem Entschluß gekommen, der nunmehr ihre Schritte lenkte. Zaghaften Schrittes, denn von ihrem wohlbedachten klugen Thun hing ihres Jahl künftiges Schicksal ab, trat die Kestl in das Haus und pochte

an die erste Thüre, die sich ihrem Auge darbot. Keine Aufforderung hereinzutreten gelangte an ihr aufstöhnendes Ohr. Dennoch legte sie eine zögernde Hand auf die Klinke. Nun folgte die Eingedrungenen dem dunkeln Gang um die Ecke herum und sah sich vor einer zweiten Thür, in deren obere Hälfte eine Glasscheibe eingelassen war, um dem Tageslicht den Zutritt in das Innere der düstern Wohnstätte zu vermitteln, was allerdings wieder durch einen dichten Vorhang verhindert wurde, der vor der Glasscheibe hing, so

daß die vorsichtig ins Zimmer hineinspähende Kestl nur unbestimmte Umrisse gewahr wurde. Um so bestimmter drang aber ein schweres Seufzen und dumpfes Stöhnen zu ihr heraus und erfüllte ihr beklommenes Herz mit Mitleid, denn sie glaubte nicht anders, als daß der seufzende und stöhnende Mensch da drin ihres Jahl Feind sei, den dieser so schwer getroffen. Aber war er es denn wirklich, der hastigen erregten Schrittes da drinnen hin und her rumorte? An einer Stelle stand der Vorhang in einer tiefen Falte von der Scheibe ab und gewährte der Außenstehenden die volle Ansicht des abgetretenen unsauberen Stubenbodens, und deutlich sah sie die beiden Füße des hastig Herumgehenden da und dort vorüberkommen. Die Kestl duckte sich, um noch einen besseren Einblick zu erlangen, und sah so richtig auch noch das Unterteil einer Kiste und den Sockel eines eisernen Ofens.

Eben wollte sie um Einlaß pochen, als ein heftiger Schlag innerhalb des Raumes sie zusammenschrecken ließ. Die beiden vorher flüchtig aufgetauchten Füße zeigten sich abermals auf der schwärzlichen Fläche und neben ihnen der Kolben eines Gewehrs, das eben mit solch unsanftem Geräusch aufgestoßen worden war. Was weiter zu der Kestl lauschenden Ohren drang, ließ ihr keinen Zweifel darüber zu, daß der vor ihr durch den Vorhang Geborgene beschäftigt war, ein Gewehr schußfähig zu machen, und da er hiermit nicht ohne weiteres fertig wurde, ungeduldig mit den Füßen stampfte. „O beileib, er wird sich doch keinen Tod anthun wollen, ihres Jahl Feind . . . Könni' der dann wieder kommen aus der Schweiz . . . wär' alles wieder gut, begraben mit dem da innen . . .?“

Im Augenblick schlug sie mit den beiden geballten



In zwei Schritten war sie bei dem, der inzwischen regungslos verharrt war, und riß ihm das Gewehr aus der Hand.

Fäusten so gewaltig gegen die altersmorsche Thüre, daß die Glasscheibe aus dem alten Kitt heraus sprang und klirrend zu Boden fiel. Jetzt sah sie, wer eigentlich in dem Zimmer war und was darin vor sich gehen sollte.

Von Weh und Angst gepackt, rüttelte sie nun nochmals an der verschlossenen Thüre, und als dies nichts half, griff sie kurz entschlossen zum Thürausschnitte hinein, sagte den verrosteten Riegel und schob ihn mit aller Kraft zurück. In zwei Schritten war sie bei dem, der inzwischen regungslos verharrt

war, und riß ihm das Gewehr aus der Hand.

„Wo kommst her?“ fragte jetzt der junge Bursch, dessen Augen in starrem Staunen einer jeden ihrer Bewegungen gefolgt waren.

Sie wandte sich ihm zu, zwei große Thränen rannen langsam über ihre Wangen.

„Mußt um mich nit weinen,“ fuhr er fort, „ich bin ein schlechter Kerl, ein ganz schlechter.“

„Nit wahr ist's,“ so widersprach aber die Kestl. „Schlecht bist nicht; aber 's Leben soll einer sich nit nehmen, dazu ist noch lang Zeit.“

„Du häit'ft nit kommen sollen,“ sagte der Jahl darauf, während sein Arm matt das Mädchen umschlang, das jetzt dicht bei ihm stand; „mir kann niemand helfen; mit mir ist's ganz verpielt.“

„Für alles giebt es eine Hilf,“ belehrte ihn die Kestl, „nur für den Tod ist kein Kräuterl gewachsen.“

„Mit der Erbschaft ist der Unsegen über mich gekommen,“ fuhr der Bursch traurig fort; „es muß schon ein rechter Fluch darauf gelegen haben . . .“

„Meinst?“ fragte zweifelnd die Kestl.

„In der Stadt hätt' ich bleiben mögen,“ fuhr der andere in seiner abgebrochenen Weise fort, „in der Stadt ist es, als ob ewig Kirchweih' wär' für den, der Geld hat; wem das fehlt, der ist überall ein Lump.“

„Noch lang nit,“ behauptete die Kestl.

„Ich hab' es auch nit gewußt vordem in meiner Armut,“ setzte ihr der Jachl auseinander, „mit dem Geld erst sind mir die Augen aufgegangen . . . Wie ich es dann in der Hand gehabt, ist's über mich gekommen wie ein Rausch; heut bleibst noch da, hab' ich mir vorgenommen, und morgen nachher geht's heim. Und wenn der Wagnerwastl, mein alter Meister, sein Anwesen noch feil hat, dann, so hab' ich mir gedacht, weiß der Hupsauer Jachl, wer ihm ein Gebot drauf thut.“

„Er hat es noch feil,“ sagte schüchtern die Kestl; der Bursch aber lachte so grell und schrill darauf, daß es ihr einen Stich ins treue Herz gab.

„Damals, Dirndel, hätt' ich es gekonnt,“ sagte er; „heut bin ich wieder der Bettelbub, der ich meiner Lebtag war.“

„Dann bist nit schlimmer dran wie ehedem,“ sprach tapfer die Kestl, „aber wie ist's denn gekommen?“

„Nit schlimmer wär' ich dran, redst jetzt daher; mußt warten, Kestl, bis du alles weißt.“ Er fuhr von seinem Sitz auf und sah mit wilden Augen um sich. Dann zog er ein zerknittertes Zeitungsblatt aus der Tasche, strich es mit aufgeregten zitternden Fingern glatt und hielt es ihr schier gewaltsam hin. „Da les einmal,“ herrschte er sie an. „Laut mußt du es lesen.“

„Bei dem vorgestern nacht stattgehabten Raubversuch in der Wohnung des Herrn Hauptmanns Mülller . . .“ bis hierher war die Lesende gekommen, als sie einen erschrockenen Ruf unlieber Überraschung ausstieß, hierauf aber, einem ungeduldigen: „Weiter“ gehorchend, unverzüglich fortfuhr: „hat der leider entkommene Einbrecher, den die überraschende späte Heimkunft des genannten Herrn Offiziers jäh verschlechte, Papiere verloren, einen Militärpaß unter anderem, der keinen Zweifel über seine Persönlichkeit läßt. Nach demselben ist der Thäter ein entlassener Soldat Namens Jakob Hupsauer . . .“

„Das ist nit wahr, ist nie und nimmer wahr, dafür leg' ich meine Hand ins Feuer,“ rief die Kestl und schleuderte nun ihrerseits verachtungsvoll das Blatt zu Boden. „Das darfst nit auf dir sitzen lassen, Jachl, das müssen sie anders drucken; ja willst denn gar nichts thun?“ Sie schüttelte ihn am Arm, um ihn zu thatkräftigem Handeln aufzurütteln.

„Was hab' ich thun wollen, weißt; so kann ich nimmer leben.“

„Eine große Sünd' wär' es gewesen und eine rechte Dummheit dazu. Das wär' noch schöner, wenn

die Rechtschaffenen sich aus der Welt hinausdrücken ließen, damit die Spitzbuben das Recht behaupten.“

„Woher weißt, daß ich nit selber zu denen gehö?“

„Ned nit so, das thut mir weh. Setz deinen Hut auf, jetzt gehen wir zum Herrn Hauptmann und sagen, daß du's nit gewesen bist.“

„Ja du, du glaubst mir,“ sagte der Bursch bewegt, „aber schau, ich kann's ja nit beweisen. In selbiger Nacht hat's mich nicht ruhen lassen; ich bin im Wirtshaus geessen, bis sie mich hinausgeschafft haben, und dann bin ich herumgeirrt die längste Zeit. Es muß bald Tag gewesen sein, wie ich heimkommen bin.“

„Was ist's aber mit deinem Militärpaß, den sie gefunden haben?“

„Ja gelt, das fragst doch auch mit allem deinem Glauben! Jetzt erst die andern, die mich von vorn herein für einen Lumpen halten! Ich kann dir's nit sagen, ich weiß selber nit, auf was für eine Art er mir abhanden kommen ist; ich hab' nit groß aufgepaßt darauf, mir sind andere Sachen im Kopf rum'gangen.“

„Das mit dem Schneideranton, den du gestochen hast?“

„Jach? Den Schneideranton? Wie kommst auf so Sachen? So kenn' ich niemand.“

„Die Waldlermiezl hat mir davon gesagt.“

„So, die? Na, dann hat's halt gelogen, daß du es weißt,“ sagte ruhig der Bursch. „'s hat wohl Spektakel geben in dem Wirtsgarten an jenem Abend, und wegen der Miezl ist es angegangen. Es war da ein frecher Kerl, von dem sie nichts hat wissen wollen . . .“

„Von wegen der Waldlermiezl?“ wiederholte die Kestl, „die ist schon gar nit schön, eine eingedruckte Nase hat's.“

„Mit dem zer Schlagenen Kopf hab' ich nit heimkommen mögen; hab' auch gemeint, 's wär' besser, ich hielt' mich ein paar Tag' still da herin im Haus. So bin ich halt geblieben und hab' mich überreden lassen, daß ich nimmer hinausgehen sollt' aus Dorf, ich kömmt' in der Stadt wo unterkommen. Ich hab' gedacht, wenn's festgemacht ist, kann die Kestl auch nichts mehr dawider haben. Es hat sich bald einer gefunden, den, wenn du hast reden hören, hast geglaubt, es kann ihm seiner Lebtag nimmer fehlen, wer mit dem sich einläßt, ist geborgen, ein gelernter Wagner, der ein Geschäft übernimmt, eine wahre Goldgrub' und noch einen sucht, der mitthut, aber nur einen ganz Raren will. Der Rare, der bin ich gewesen, ein rarer Esel. Daß ich's kurz mach', an einem schönen Tag war er fort derselbige, und fort war auch mein Geld.“

„Der gehört doch vors Gericht gestellt,“ sagte entrüstet die Kestl. „Das kannst noch thun,“ sprach sie, beflissen, ihrem Jachl bei diesem gänzlichen Schiffbruch die rettende Planke zu zeigen.

„Wo nichts ist, hat der Kaiser das Recht verloren,“ lautete die trübseelige Erwiderung, „der Hies ist überall herumgerannt und hat ihm nachgefragt.“

„Na, weißt, wenn der das Lügen so kann wie seine Schweiter . . . Jetzt aber komm, nit eine Viertelstunde darfst so was auf dir sitzen lassen,“ die Kestl deutete stumm nach dem zerfütterten Zeitungsblatt.

„Wie soll ich's ändern?“ stieß der Bursch mutlos hervor.

„Grad mit der Wahrheit ganz allein. Du denkst es nit, wie weit du damit kommst.“

„So glaubst mir's denn aufs Wort?“ fragte er und sah ihr in die ehrlichen graublauen Augen. Statt aller Antwort stülpte ihm die Kestl seinen Hut auf den Kopf; er aber fuhr halb weinend fort: „Ich kann es dir ja nit sagen, wie ich geheßt geweien bin; wie ein Stück Wild im Wald! Die Jagd zuerst mit dem Geld, die Neu', die Vorwürf' und heut morgen noch die Schand', und schau, die wachst mir keiner ab. Meinst, ich hätt' sonst nach dem Stutzen gegriffen?“

„Du glaubst es nit, wie weit man mit der Wahrheit kommt,“ wiederholte die Kestl tröstend und zog mit sanfter Gewalt den Unschlüssigen aus der Kammer. Mehr als diese verheißungsvollen Worte gewann des Mädchens rubige, vertrauensvolle Art die Herrschaft über des Verführten Gemüt. Ist doch nicht minder mächtig als die Wahrheit das warme Mitgefühl eines treuen Herzens, der redliche Glaube einer vertrauenden Menschenseele, darin der Verzweifelnde den verlorenen Halt wieder zu finden vermag. —

Trotzdem sie so vieles zu fragen gehabt, ging die Kestl im Anfang ohne andere Rede denn über den einzuschlagenden Weg neben dem in Schweigen Versinkenden dahin, wurde es aber mit innerlicher Befriedigung gewahr, um wieviel aufrechter und stiller er einhertritt, je näher sie ihrem Ziele kamen. Noch freundiger begrüßte sie es, da er anhub, nach ihren eigenen Erlebnissen zu fragen. Sie erzählte ihm, daß sie einen schlichten Unterschlupf in den „Drei Raben“ gefunden, wo sie in der Küche aushalf, um Schlafgeld und Zehrung zum größern Teil abzuverdienen. Sie kam dann auf ihre Fahrt zu sprechen und ihren Aufenthalt in der Stadt bis zur Begegnung mit der Waldlermiezl, die nach der Kestl frommem Sinn der heilige Antonius, zu dem sie vorher auch so inbrünstig gebetet, ihr hilfreich in den Weg geschickt. Obgleich es eine weite Strecke war von der Vorstadt nach der am entgegengesetzten Stadende gelegenen Wohnung des Herrn Hauptmanns war die Kestl schier überrascht, als sie an des Gesuchten Thür standen — so eifrig hatten sie sich gegenseitig ins Gespräch vertieft. —

Ohne zu zaudern, bog der Jaskl in die Thorflucht ein und aufrecht trug er seinen Kopf; dafür wurde jetzt aber seiner Begleiterin bekommen zu Mute. So lange er sich kleinmütig und verzagt bewiesen, war sie stark und mutig gewesen und hätte den Kampf für ihn aufnehmen mögen mit ungezählten Widersachern; jetzt, wo er sich aufgerafft zu werthätigem Handeln, bangte ihr das liebevolle Herz vor den kommenden Dingen.

Der Herr Hauptmann war zu Hause und ließ sie auch gleich vor.

„Sie werden Ihren Militärpaß ho'en wollen?“ sagte er, da der Hupfauer in dienstgewohnter strammer Haltung vor ihn trat, bevor derselbe noch seine schwierige Auseinandersetzung beginnen konnte, „ich habe ihn nicht, er liegt bei Gericht . . .“

„Wenn ich den Malesizspitzbuben erwisch' . . .“ fuhr es dem Befragten heraus, doch konnte er nicht darlegen, wonach in solchem Fall sein Trachten gegangen wäre, denn: „Er ist's nit gewesen, der Jaskl nit,“ fiel da aus dem Hintergrunde die Kestl ihm bescheiden ins Wort.

„Ich weiß es bereits,“ gab ihr der Herr Hauptmann zur Antwort, „der Thäter sitzt seit gestern abend hinter Schloß und Riegel.“

„Wie schreibt sich derselbige?“ sagte die Kestl näher-tretend und alle Scheu vergessend ob dieser unverhofften frohen Kunde.

„Es ist ein alter Bekannter des Hupfauer,“ erwiderte der Hauptmann; „Ampsenzeder heißt er. Es mag ihm warm geworden sein bei seinem nächtlichen Unternehmen, er hatte seine Jacke ausgezogen und konnte nicht mehr hineinschlüpfen, als ich ihn bei meiner Heimkehr in die Flucht trieb. Er behauptet, Sie selbst hätten ihm Ihren Militärpaß, der mit andern auf die rechte Spur führenden Papieren in seiner Tasche stak, gegeben, um ihm den unbelästigten Aufenthalt in hiesiger Stadt zu ermöglichen, worin er noch ein früheres Vergehen zu büßen hat.“

„Mit keinem Aug' hab' ich den Halunken gesehen,“ rief der Hupfauer Jaskl entrüstet aus.

„Wie mag er nur in Wirklichkeit dazu gekommen sein?“ fragte da sinnend der Hauptmann.

„Ich trau' der Waldlermiezl nit, der verlogenen,“ so magte jetzt, durch die Leutseligkeit des Hauptmanns ermutigt, die Kestl abermals ungefragt mit ihrer Meinung einzufallen.

„Der Waldlermiezl. Wer ist das?“

Nun mußte der Hupfauer Aufschluß über deren Persönlichkeit geben und auch ihrer sonstigen Umgebung Erwähnung thun. Ein Wort gab das andere, und so wußte der Hauptmann sehr bald, daß seines Untergebenen Erbschaft einem Schwindler in die Hände gefallen war, der sich des rechtmäßigen Besitzers Unerfahrenheit zu Nutzen gemacht und das ihm anvertraute Gut vergeudet hatte. Doch versprach der Hauptmann dem Hupfauer, sich der Sache anzunehmen, obgleich er ihm wenig Hoffnung auf Wiedererlangung des thöricht Dahingegebenen machen konnte. Ach, wie wurden da die schon erleichterten Herzen der beiden wieder so schwer! Es war ihnen gewesen, als seien sie aller Sorge ledig geworden, und nun war die Sorge von neuem da! Die Kestl gewann zuerst ihre Zuversicht zurück und gab ihrem Jaskl alsbald zu bedenken, daß er doch das Beste sich gerettet hätte, seinen ehrlichen Namen, denn der Hauptmann versprach, sogleich in derselben Zeitung die dem Jaskl ungerecht angethane Schmach zu widerrufen.

„Jung sind wir und gesund obendrein, und das Arbeiten haben wir gelernt, und haben uns gern und dürfen nicht mehr voneinander gehen,“ so zählte sie alles auf, weswegen sie ihres Lebens froh sein sollten. „Und ist uns denn nicht die rechte Gnade des Himmels zuteil geworden? Dich hab' ich suchen wollen, wie ich fort bin von daheim, und g'rad zu rechter Zeit hat mich unser Herrgott und der heilige Antonius dich finden lassen.“ — Der Kestl Stimme zitterte dabei leise; dann fuhr sie klar und hell fort: „Das wär' mir jetzt eine schöne Dankbarkeit, wenn es jetzt mein erstes wär', deinen Geldbeutel umzu- kehren.“ —

Auf des Herrn Hauptmanns Rat waren die beiden noch am selben Abend nach ihrer Heimat zurückge- kehrt, wo der Jastl das Glück hatte, bei seinem alten Meister Unterkunft zu finden. Nach dem langen Müßiggang der letzten Wochen, gab ihm — wie manch anderem vor ihm — die Arbeit den ge- störten Seelenfrieden all- mählich wieder, zumal der Wagnerwafl so An- deutungen fallen ließ, als ob er gar nicht so abgeneigt wäre, dem so rühtig schaffenden Jastl das Anwesen pachtweise zu überlassen. Bei, das war ein heller Hoffnungs- strahl, und statt nutzloser Klagen um das Ge- sch bene füllten alsbald fröhliche Zukunftspläne seinen Kopf und noch einen anderen — den Blondkopf der guten Kestl.

Am einem milden Na- nuartag saß sie auf der Holzbank vorm Gärtchen, darauf die Sonne freund- schaftlich die letzte Schne Spur aufgetrocknet hatte, als der Jastl zu ihr trat.

„Was giebt's nachher heut?“ fragte die Kestl in Erwartung, denn er machte diesmal ein ganz beson- deres Gesicht.

„Zwei Briefe hab' ich gekriegt,“ sagte der Jastl wichtig.

„Gleich zwei auf einmal?“

„Den einen hab' ich schon drei Tage in der Tasche.“

„Und red'st kein Wort davon . . .“

„Du darfst sie lesen alle zwei. Zuerst aber mußt mir sagen, wie lang wir noch mit der Hochzeit warten müssen.“

„Sieben Jahr', wie der Erzwater Jakob,“ sagte die Kestl aufs Geratewohl, denn sie war neugierig zu hören, was ihr Jastl durch die Post erfahren hatte.

„Das ist der Brief vom Herrn Hauptmann, der schon am Donnerstag gekommen ist.“

„Von wem ist dann der andere?“

„Abwarten,“ so wehrte der Jastl ab und reichte ihr vorerst das eine Schreiben hin, in das die Kestl sich sogleich vertiefte.

Es enthielt die Nachricht, daß an die Behörde die Mitteilung gelangt sei, der angebliche Wagnermeister Reiner — der zusammen mit dem Jastl ein Ge- schäft hatte übernehmen wollen — sei in allem Glend verstorben und damit nach des Hauptmanns Ansicht jede Möglichkeit geschwunden, auch einen nur kleinen Teil der dem Hupfauer veruntreuten Summe zurück- zubekommen. Mit aufrichtigem Bedauern und manch wohlmeintem Zuspruch endigte der Brief.

Noch ehe Kestl dazu etwas gesagt hatte, hielt ihr der Jastl das zweite Schreiben hin.

„Von der Waldlermiezl,“ sagte er und sah sie schelmisch an.

„Was will denn die?“

fragte befremdet die K. st.

„Mußt es schon selber lesen,“ meinte der Jastl.

Das Schreiben aber lautete, wie folgt:

„Lieber Jastl, so schreib' ich, wenn Du auch nur Augen für die Kestl hast wie sel- biges Mal, wo Du mit ihr gekommen bist, Deine Sachen holen. Wahr ist's schon, ich hab' sie angelogen, da- mit sie wieder heim sollt' gehen und Du sollst bei mir bleiben, denn weißt, Du bist ja doch der einzige Mensch, an dem mir etwas liegt in der ganzen weiten Welt.

Seidem Du fort bist, sind es lange Wochen, und ich hätt' schon früher schreiben sollen, aber ich hab' nicht recht gewollt. Das heißt, gewollt hätt' ich schon, nur hab' ich immer daran denken müssen, daß Du dann vom Neck weg die Kestl heiratst, das hat mir nicht gefallen. Und jetzt will ich Dir's sagen, wie es mit Deinem Geld war und mit dem Militärpaß, Du sollst mich nicht für schlecht halten, den Hies schon, der hat ihn aus der Schul- lad genommen und hat ihn dem Ampsenzeder ge- geben, daß der einen Ausweis hat. Er hat es nicht umsonst gethan, das kannst Dir denken, sie sind von früher her gut Freund gewesen. Und mit dem Geld war's so. Wie Du's dem Reiner gegeben hast, hat ihn der Hies nicht fortgelassen, und es war ein langes Hin und Her. Mitsammen haben sie's am andern Tag in blankes Gold ver- tauschen wollen und haben es der Was in den Kasten



„Abwarten,“ so wehrte der Jastl ab und reichte ihr vorerst das eine Schreiben hin.

gelegt und zugehlossen, aber ich habe den Schlüssel gemußt. Der Reiner ist auf dem Sprung gestanden wegen einer andern Lumperei, drum hat der Hies gemeint, er könnt' es allein behalten, und der Reiner, er könnt' damit fort in die Schweiz. Und wär' auch so gekommen, nur hab' ich es in der Nacht in meinen Strohsack gesteckt, und wie der Hies nichts mehr gefunden hat, hat er gesagt, das hat der Reiner geholt, eh' er fort ist, und ich hab' ihm bestätigt, ich hätt' selbigen aus dem Haus treten sehen, wie ich vom Brotholen heim bin in der Früh. Gelogen war's, was mit der Schlechtigkeit verloren gegangen ist, kannst nur mit der Schlechtigkeit wieder kriegen. Und der Reiner in der Schweiz hat gemeint, der Hies hätt' es noch daheim, derweil ist es in meinem Strohsack versteckt gewesen. Jetzt wirst sagen, warum ich Dir's nicht gleich gegeben hab'. Vielleicht hab' ich gemeint, solange ich das Geld hab', halt' ich noch ein Stückel von Dir. Ach Gott, gar nichts wirst sagen und zu der Resl wirst rennen damit geschwind. Ich aber geh' auch fort, dableiben mag ich nimmer. Sie sagen, ich hätt' kein schlechtes Stimmerl, und wollen mir einen grünen Hut aufsetzen als Tivolerin. Vielleicht hab' ich Glück, weil ich jetzt mit der Wahrheit heraus bin. Die Resl hat gesagt, wie sie fort ist, bleib bei der Wahrheit, Waldlermiezl, mit dem Yügen kommst nicht weit, es bringt kein Glück nicht. Aushören heißt es, erstens weißt ja alles und das Päckel soll auf die Post, eh's mich reut. Sei halt nimmer böß und grüßt Dich tausendmal Maria Waldler."

Mit etlichen Unterbrechungen hatte die Resl den Brief zu Ende gelesen.

"Ist's denn auch wahr, ist's wirklich wahr, ist es dein echtes, rechtes Sach'?" rief sie zum Schluß.

"Ja, es ist alles wahr und richtig," erwiderte der Jakk; "schau, hier ist das Geld. Bis auf das, was ich verbraucht hab' in der Stadt, sind's immer noch mehr wie 2000 Mark. Wenn ich jetzt frag', wie lang wir mit der Hochzeit warten müssen, was sagst nachher?"

Gar nichts sagte die Resl und konnte es auch beim besten Willen nicht, denn ein Kuß hielt ihr unversehens den rofigen Mund geschlossen. — Darauf, während der Jakk sein Hab und Gut wieder zu sich steckte, brachte er die Rede auf ein ganz ander Ding. "Wenn du denkst, daß in dem Papier da unser Glück steckt," meinte er und nickte ernsthaft mit dem Kopf.

"Da steckt's nit drin," behauptete frischweg die Resl.

"Wo denn?"

"Das meine hast schon lang in deiner Obhut."

"Und bin ein schlechter Hüter gewesen," bekannte er in reuigem Rückblick, "du aber hast mir meines wieder zugetragen, das ich schon ganz verspielt hab' geben."

"Dafür darfst mich nit loben," war der Resl prompte Antwort, "das war des heiligen Antonius sein' Sach' und sein Verdienst; denn mich hat der

Heilige geführt, strack den richtigen Weg zu dir, noch zudem im richtigen Augenblick." Ausfühlicher denn zuvor gab sie in frommer Dankbarkeit die Schilderung ihres Suchens und Findens, und der Jakk hörte ihr aufmerksam zu, that auch mitunter eine Zwischenfrage. Zuletzt aber lachte er und sagte:

"Aber Resl, du bist ja gar nit beim heiligen Antonius gewesen! Da stehen grad zwei Kirchen, und wo du warst, das war 's Stephanskircherl; es ist nit anders; nit die Kirche vom heiligen Antonius."

Die Resl machte erst große Augen, dann aber sprach sie unbeirrt: "Nun schau, es ist doch so, wie ich immer bei mir gemeint: Bei den Heiligen tritt der eine für den andern ein, und unser Herrgott selber ist's, der dann noch seinen Segen dazu giebt. Bei den Menschen aber sollt' es grad so sein, daß einer allezeit treu zum andern steht . . . wie du und ich. Das lass' ich mir nit abkaufen mit allem Gelde der Welt!"

Wächterruf.

Von J. P. Hebel.

(Siehe Tittelbild.)

Lofet, was i euch will sage!

D' Glocke het Zehni gschlage.

Jez betet und jez göhnt ins Bett,
Und wer e rüehig Gwiße het,
Schlof sanft und wohl! Im Himmel wacht
E heiter Aug die ganz Nacht.

Lofet, was i euch will sage!

D' Glocke het Dffi gschlage.

Und wer no an der Arbeit schwitzt,
Und wer no bi de Charte sitzt,
Dem bieti jez zum leystenol —
's isch hochi Zit — und schlofet wohl!

Lofet, was i euch will sage!

D' Glocke het Zwölfi gschlage.

Und wo no in der Mitternacht
E Gmüt in Schmerz und Chummer wacht,
Se geb der Gott e rüehige Stund,
Und mach di wider froh und gkund!

Lofet, was i euch will sage!

D' Glocke het Eis gschlage.

Und wo mit Satans Gheiß und Not
E Dieb uf dunkle Pfade goht,
— I will's nit hoffen, aber gschicht's —
Gang heim! der himmlisch Richter sieht's.

Lofet, was i euch will sage!

D' Glocke het Zwei gschlage.

Und wem scho wieder, eb's no tagt,
Die schweri Sorg am Herze nagt,
Du arme Tropf, di Schlof isch hi!
Gott sorgt! es wär' nit nötig ast.

Lofet, was i euch will sage!

D' Glocke het Drii gschlage.

Die Morgestund am Himmel schwebt,
Und wer im Fried' der Tag erlebt,
Dant' Gott und fass' e frohe Muet,
Und gang ans Geschäft, und — halt di guet!